

Gräfin Marcella

Autor(en): **Morax, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

war ich jener flüchtigen Verblendung ledig und hatte mich von Käthchen Stoll in allem Frieden getrennt.

Nun aber erlaubte ich mir eine scherzhafte Feier. Ich bestellte vor unser Haus einen hübschen Mietwagen und lud meine Mutter zu einer Spazierfahrt ein, was sie verwundert annahm. Der vorher instruierte Kutscher führte uns auf Umwegen auf den Siebenberg. Die Mutter tadelte anfangs meine Leppigkeit, schloß sich aber meiner ausgelassen fröhlichen Stimmung an und war voll versteckter Neugierde, was dies bedeute. Wir schwanken darauf los und kamen oben so vergnügt wie zwei entlaufene Schulknaben an.

Droben ward ich plötzlich ernst, schickte den Kutscher bei Seite und bat die Mutter, auf der Bank Platz zu nehmen. Sie saß am selben Fleck wie damals.

„Leider,“ hob ich an, „muß ich dir eine traurige und für mich beschämende Mitteilung machen. Ich bedaure nun, daß ich unterwegs so lustig schien; es geschah weiß Gott mehr aus Verzweiflung . . .“

„Was soll nun das wieder sein?“ rief Mama bestürzt.

„Die alte dumme Geschichte,“ jagte ich traurig, „die wir schon einmal hier besprochen haben. Ich habe leider damals mehr versprochen, als ich halten können!“

„Mein Junge! Und jetzt? Sprich, ich bitte dich!“

„Nun ja, es handelte sich doch um Käthchen Stoll, und ich sollte um sie anhalten, aber erst, wenn ich ein selbständiger Mann wäre?“

„Ja, ja.“

„Mutter,“ fuhr ich düster fort, „diesen Antrag . . .“

„Sprich, Kind, um Gottes willen! Weiter!“

„Diesen Antrag werde ich nie an sie richten — es sei denn, daß du absolut darauf bestünde.“

In diesem Augenblick gab mir meine gute Mutter eine Ohrfeige und gleich darauf einen Kuß. Vergnügter als auf der Rückfahrt sind wir beide in unserm Leben nicht gewesen.

Gräfin Marcella.

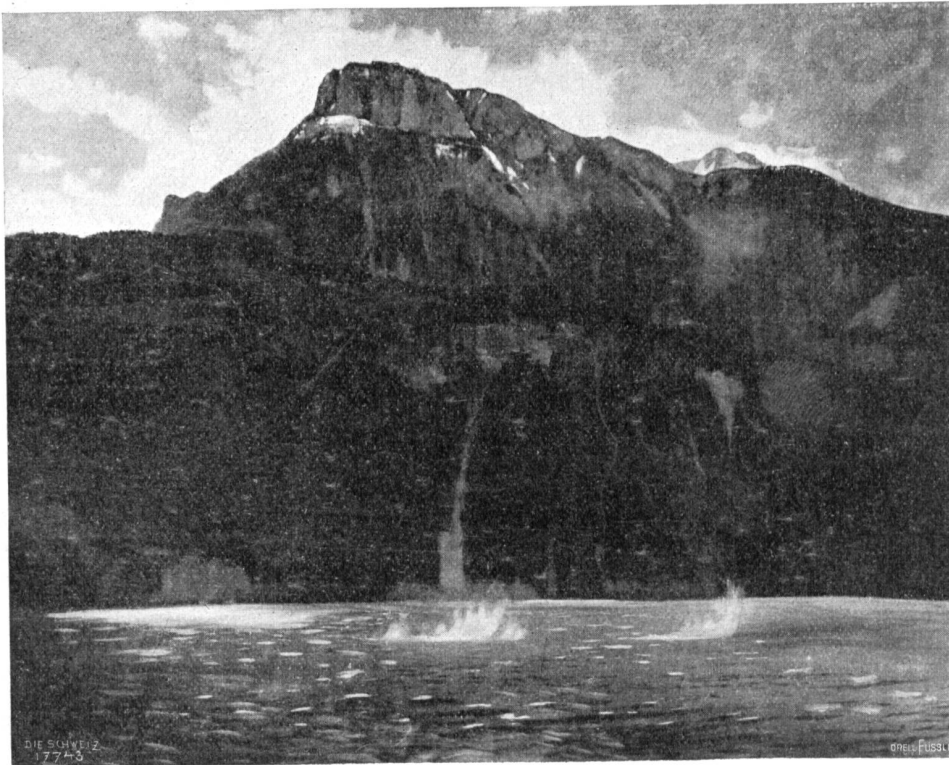
Nachdruck verboten.

Novelle von René Moray, übersetzt von Minna Hoffmann, Morges.

Auf alle, die einmal ihre Bretter betraten, übt die Bühne einen unauslöschlichen, geheimnisvollen Zauber. Der oberflächliche Beobachter meint den Grund dieses bestrickenden Reizes in dem Triumph oder im heraufschendenden Beifall suchen zu müssen, wie ihm der schnelle Gewinn zur Erklärung der Leidenschaft des Spielers dient: sind doch beide, der Hasardspieler und der Schauspieler, sich nahe verwandt; denn beide tragen die

Narrenkappe. Aber nicht der Erfolg allein ist es, der die vom Geist der Tragik Beseelten mit sich fortreißt. Eine andere Hand lenkt die beflügelten Rosse von Thespis' Wagen. Eine Unbekannte ist es, deren feurige Augen bald schmerzlich, bald jubelnd hinter der Maske leuchten. Ihr Blick wirkt mit gebieterischer Gewalt auf die fieberhaft erregte Seele des Dichters und des Schauspielers. Sie herrscht beim Schimmer der Lampen und Lüster; sie träumt unter dem auf Leinwand gemalten Laubwerk, unter Säulengängen von falschem Marmor; sie sitzt auf Thronen von vergoldetem Holz, und ihre Krone aus Glasfitter strahlt herrlicher als Kleopatras Diadem. Im bläulichen Dunkel einer Bühnennacht, im fahlen Tageslicht verwandelt sie mittelst einer einzigen Gebärde die alltägliche Wirklichkeit in einen Traum idealster Schönheit. Ihr Name heißt: Illusion.

Wer ohne innern Schauer den Vorhang sich heben steht, der sie verhüllt, hat keinen Sinn für das Theater. Er hat die Zauberinsel nie betreten, auf der Sprache, Mimik, Tanz und Musik dem Leben eine höhere Bedeutung, eine edlere Harmonie verleihen. Men aber, die mit dieser Illusion in nahe Berührung traten, wird es unendlich schwer, Armidens Gärten



Fritz Widmann, Rütchlikon.

Föhnsturm am Vierwaldstättersee.



Fritz Widmann, Rüschiikon.

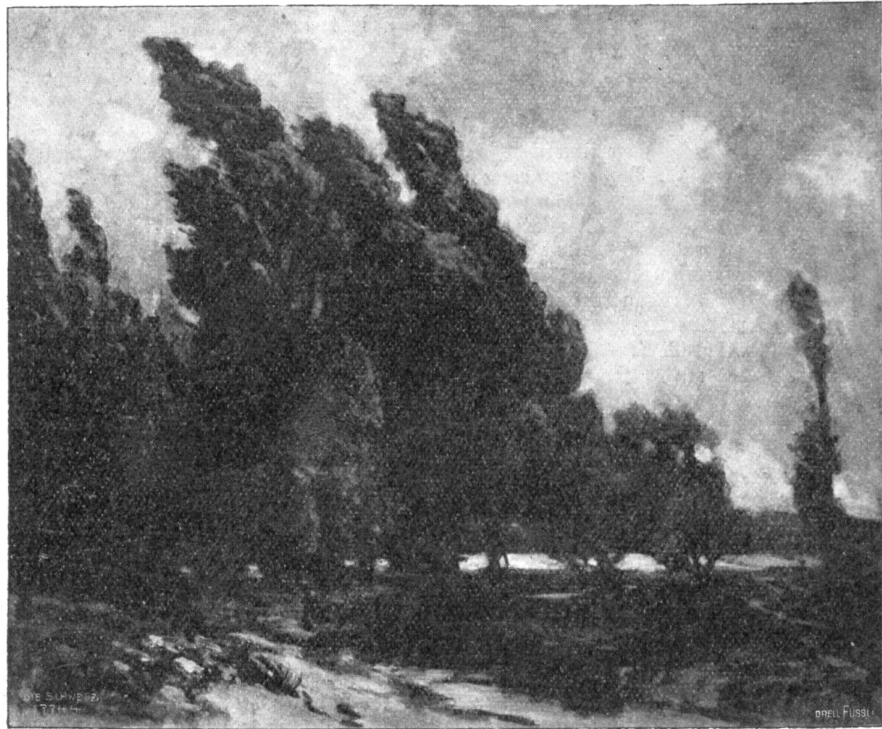
Gewitter über der Nordsee.

Lebewohl zu sagen. Sie vergessen die von Staub und Wohlgerüchen verdichtete Luft, den künstlichen Lichterglanz, diese Welt, in der verletzte Eitelkeit sich rächt mit maßloser Rivalität und unverjöhnlichem Haß, um nur der Zauberin zu gedenken, die ihnen unter Rosen und Lorbeeren zugelächelt hat. Ihr Herz ist heimwehkrank wie das der nördlichen Seefahrer, die einst des Abends an den Gestaden des tyrrhenischen Meeres dem Gesang der Sirenen gelauscht haben...

Es war eine schmerzliche Überraschung in der Künstlerwelt, als man eines Tages den Abgang der jungen, bereits hochberühmten Sängerin Marcella Schülze von der Karlsruher Bühne erfuhr. Sie, die mit so tragischer Hoheit Erda und Drutruide in Bayreuth und München gespielt hatte, verließ für immer die Bühne und entsagte einer glänzenden Zukunft. Mit klassischer, etwas kalter Schönheit ausgestattet, vereinigte sie ein tiefes Erfassen der Darstellung mit vollendetem Mienenspiel, eine außergewöhnliche Kunstvirtuosität mit scharfem Verstand, wie er in solch hohem Grad den Sängern nur selten gegeben ist. Nichts lag ihrem Spiele ferner als jenes lächerliche übliche Bühnenpathos, von den Puristen Tradition genannt. Aber wer je den zauberhaften Klang ihrer Stimme gehört, konnte ihn nie mehr vergessen. Dieser Stimme hatte es Marcella zu verdanken, daß sie, trotz ihrer Jugend, bereits als würdige Nebenbuhlerin der Damen Staubigl und Schumann-Heink genannt wurde: der ungewohnt weite Umfang dieser Stimme sowie die Reinheit der höchsten und die Macht der untersten Töne verletzte jedermann, der sie hörte, in namenloses Erstaunen. Sie glich jenen alten italienischen

Geigen, bei denen jede Saite in unvergleichlich reicher Fülle wiederklingt. Sie bewegte wunderbar jedes Herz mit ihrem den Altstimmen eigenen, tief ergreifenden Schmelz, während ihre gewaltigen Tonwellen den Eindruck einer Naturkraft hinterließen. Diese Zauberstimme und Marcellas ganze erhabene Schönheit hatten aus ihr das Idol des Publikums gemacht. Man versicherte, sie habe die glänzendsten Rufe nach London und New-York abgelehnt. Und jetzt, an der Schwelle des Ruhms, kehrte sie der glorreichen Künstlerlaufbahn den Rücken, um dem Grafen Manfred von Meran als Gattin zu folgen. Es war eine glänzende Verbindung für die Sängerin. Mit dem Grafen Manfred erlosch der jüngste Zweig des Geschlechtes derer von Meran, und dem mit mehreren fürstlichen Familien Europas verwandten jungen Manne standen die Tore von Deutschlands vornehmsten Fürstenthöfen offen. Er hätte unter den Reichsten und Schönsten wählen können. Wie kam es nur, daß dieser schweigsame, in sich gefehrte junge Graf sich hatte von einer „Theaterprinzessin“ betricken lassen — denn das war der verächtliche Name, mit dem

Marcella in der Grafschaft Starberg-Meran bezeichnet wurde. Der kleine, unbedeutende Hof war den Ueberlieferungen der strengsten Etikette — dies war vielleicht der einzige Zweck seines Daseins — gewissenhaft treu geblieben. Eine solche „Mésalliance“ von seiten der Familie Starberg-Meran war ein Skandal ohnegleichen für diese Anhänger des Gothhaer Manachs. Gräfin Erna, des Grafen Mutter, hatte kein Mittel unversucht gelassen, um ihren Sohn von dieser Torheit abzubringen. Sie wandte sich an ihren Neffen, den Fürsten von Starberg, sowie an die gesamte hohe Verwandtschaft, um die Heirat zu hintertreiben. Aber Graf Manfred stellte dieser



Fritz Widmann, Rüschiikon.

Weißturm.



Fritz Widmann, Rückblickon.

Berschwörung aristokratischer Vorurteile den Starrsinn fast aller verschlossenen Naturen entgegen. Auch gab Marcellas fleckenloser, achtbarer Ruf zu keiner Verdächtigung ihres sittlichen Lebens Anlaß. Der Graf begnügte sich, das Versprechen zu geben — und es entsprach dies auch völlig seinem eigenen Wunsche — daß die künftige Gräfin v. Meran für immer der Bühne entsagen werde.

Marcella zeigte sich dem Publikum zum letzten Male in einer unvergleichlichen Vorstellung des Orpheus. Nie hatte sie mit so vollkommener Kunstfertigkeit und Leidenschaft gesungen, nie hatten die Zuhörer ihrer Begeisterung einen so stürmischen Ausdruck gegeben. Sie spielte wie eine Träumende. Es war ihr, als stiege auch sie in die Unterwelt hinab, um nie mehr zurückzukehren. Als der Vorhang zum letzten Mal fiel, war die Bühne mit Kränzen und Blumen bestreut. Doch ihr erschien diese Blumenfülle wie Grabeschmuck und das nicht enden wollende Getöse der Bravorufe wie Herbststürme. Auf einen Wink ihrer Hand verstummte der Beifall sofort, eine lautlose Stille folgte, und Marcella stimmte noch einmal mit weicher bewegter Stimme des Orpheus verzweifelte Klage an:

„Ach, ich habe sie verloren,
All mein Glück ist nun dahin!“

Das weibliche Publikum weinte laut, und auch der Männer Augen wurden feucht. Jeder empfand etwas von dem unaussprechlichen Weh der Sängerin, und ein Schauer durchlief den ganzen Saal, als Marcellas Stimme in einem Schluchzen erstarb. Sie eilte hinaus. Bestürzt wartete der Graf hinter den Kulissen. Er umfing sie mit seinen Armen, während ein schmerzliches Lächeln durch ihre Tränen schimmerte; dann flüsterte sie ihm leise zu:

„Für dich, nur für dich!“

Nie konnte er diesen Blick und diese Worte vergessen.

Ihre Verbindung ward in der Kapelle des Schlosses Meran eingeseignet. Nur zwei oder drei intime Freunde des Grafen und der großherzogliche Theaterintendant wohnten der Feier bei. Marcella hatte sich mit dem prunklosen Akt ganz einverstanden

gezeigt. Der eiskalte Empfang, der ihr bei ihrer ersten Vorstellung am Hofe des Fürsten zuteil geworden, hatte ihr die tiefe Luft geoffenbart, die sie von ihrer adelstolzen Umgebung trennte. Nach einer kurzen Schweizerreise zog sich das junge Ehepaar in die alte Residenz der Grafen v. Meran nach Marienhöh zurück.

Der Großvater des jetzigen Grafen, Erich v. Meran, hatte, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mit großem Aufwand den weißen einstöckigen Palast errichtet, der durch seine Reihe ineinander laufender Säle an Sanssouci und Charlottenburg erinnerte. Die hohen gewölbten Fenster gingen zu ebener Erde auf den nach französischem Muster gezeichneten Garten hinaus, dessen gerade, von hohen Bäumen beschattete Alleen, von Wasserbecken und Springbrunnen unterbrochen, auf Rasenplätze und zu neuen Laubgängen führten, in denen von der Zeit bemooste und verwiterte nackte Statuen fröstelnd umherstanden. Der ausgebehnte Garten hatte auch seine Orangerien und Felschluchten, ja selbst einen dem Liebesgott geweihten Tempel, der seine schmachtige Kolonnade mit dem leeren Altar unter den lichten Zweigen der hängenden Birken durchschimmern ließ. Die Kokokofunkst, eine Nachäffung des anmutigen zierlichen Stiles Ludwigs XV., hat lange genug den deutschen Geschmack gefesselt und in Marienhöh unverwunden ihrer regen Phantasie freien Spielraum gewährt. Indessen war es dem verklärenden Hauch der Zeit gelungen, allmählich das Gespreizte der verschlungenen Hieraten zu mildern und das Ganze mit dem Gepräge einer etwas erzwungenen, aber anziehenden Melancholie zu schmücken.

Diese künstlich zugerichtete Landschaft hatte dem jungen Grafen zum Hintergrund seiner Träumereien gedient. Er war in Marienhöh aufgewachsen, und der ganze Park mit seinen Herrlichkeiten hatte sich mit seinem Leben eng verwoben. In seiner einsamen Kindheit belebte er die öden Alleen und die verlassenen Gaine mit geschichtlichen oder fabelhaften Gestalten. Später waren diese Stätten Zeugen seiner stillen Betrachtungen, seiner phantastischen Träume oder seiner stummen Verzweiflung. Heute dienten die Blumen, das frische grüne Laub und das marmorne Gestein der Heißgeliebten als Rahmen. Würde auch sie den Zauber des alten Parkes verstehen, in welchem Manfred den Dichtungen eines Vergil, eines Goethe Leben verliehen hatte? Auf jedem Schritt begegnete Marcella neuen Lieberaschungen, die sie mit lautem Jubelruf begrüßte. Sie pflückte Blumen, um sie wieder zu entblättern, und schien von den Wohlgerüchen des erwachenden Frühlings wie berauscht. Dann wandte sie sich zurück und rief Manfred voller Entzücken zu:

„Hier ist alles reizend und wie eine Theaterdekoration!“

Der nur zu richtige Vergleich verletzte ihn. Da plötzlich hielt Marcella vor dem Cupidotempel in ihrem Lauf inne und stimmte, die Arme ausbreitend, die herrliche Arie aus „Dr-

pheus“ an die seligen Schatten im Elysium an. Die edeln Linien ihrer eleganten Gestalt mit den feinen Bewegungen, der reiche Tonfall ihrer Stimme boten ein wunderbar harmonisches Bild mit der schimmernden Wasserflut, den leicht vom Wind bewegten Blättern und dem altmodischen Baustil. Die Seele der Außenwelt nahm Menschengestalt an und klang aus ihrer Stimme heraus. Manfred stand der unerwarteten Verwirklichung eines Künstlertraumes gegenüber. Aber bald zerstörte Marcella wie mit Absicht die wonnesame Empfindung, indem sie nach beendetem Gesang mit den Worten an ihn herantrat:

„Nicht wahr, morgen darf ich mich kostümieren, und du photographierst mich in der Kolonnade?“ Dann, den mißlichen Ausdruck in des Grafen Zügen bemerkend, setzte sie schnell hinzu:

„Soll die Gräfin v. Meran in Marienhöh kein Theaterkostüm mehr tragen dürfen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Liebling! Du bist reizend so, tausendmal reizender!“ Sie verzog kaum merklich die Lippen.

„Ich hätte mich so gern als Marquise verkleidet, um mit gepuderten Haaren im Park zu spazieren... Aber du hast zu gebieten, Herr Direktor, und ich will gehorchen!“

Sie lachte und lief wie ein Kind den Laubgang entlang, da und dort eine Blume pflückend. Er folgte ihr, unangenehm berührt von ihrem kindischen Treiben, das einen eigentümlichen

Kontrast bildete zu ihrem tiefen Verständnis für alles Schöne und Hohe. Er wurde sich plötzlich bewußt, was ihrem naturwüchsigen Wesen abgehe, und freute sich, sie nach seinem idealen Vorbild umzugestalten. Tausend kleine Vorkommnisse machten ihm die Lücken in Marcellas Bildung schmerzlich fühlbar. Seine klassische Erziehung, das lange Erbe aristokratischer Grundsätze hatte die Achtung jeder Regel, jedes Maßes tief in seine Seele gepflanzt; ein taktloses Versehen berührte ihn wie ein Mißton.

Nach dem Gang durch den Park führte Manfred seine junge Frau in sein Heiligtum, den Musiksaal, der in der musikalischen Welt eine gewisse Berühmtheit besaß. Die Grafen von Meran hatten von jeher einen wahren Kultus mit der Musik getrieben, ihrer mehrere sich selbst einen Namen gemacht unter den Liebhabern dieser Kunst, die mit zu Deutschlands Ruhm gehört. Im großen weißgetäfelten Saal, mit dem die Reihe der Brunnengemäcker schloß, ruhte manch eine Guarneri in ihrem ledernen Behälter neben der Geige von Stradivari, auf der sich Manfreds Vater hatte hören lassen. Nur zwei Gemälde schmückten die Wände: ein Bildnis von Bach und das von Beethoven. Neben dem großen Blüthnerflügel nahm ein altes Klavier aus Mahagoniholz den Ehrenplatz ein. Marcellas Blicke fielen beim Eintreten sogleich auf das altmodische Instrument.

„O, das häßliche Klavier! Warum hat man es nicht längst beseitigt?“



Früh Widmann, Rüdchikon.

3. V. Widmann. Bildnisstübe.



Fritz Widmann, Rüsclikon.

„Im Wald am Sonntagmorgen...“

Seine Antwort klang ernst:

„Beethoven hat einst darauf gespielt. Seitdem ist es unberührt geblieben. Verstehst du?“

Ja, sie verstand. Eine heilige Ehrfurcht vor diesem jetzt unbenützten Instrument überschlich sie.

Dann zählte er ihr die Namen all der Meister auf, die in Marienhöh zu Gast gewesen: Haydn und Mozart, später Beethoven, auf den die Schönheit der Gräfin Leonore, Manfreds Großmutter, einen so tiefen Eindruck gemacht habe, daß eine Saite des Klaviers unter seinem leidenschaftlichen Spiel der Pathétique entzweigesprungen. Auch Carl Maria v. Weber war mehrmals hier gewesen, ebenso Mendelssohn, der mit Manfreds Vater noch in jüngern Jahren Trios gespielt. Mehr als eine Woche hatte der schweigsame Schumann hier gewohnt, damals schon von den ersten Schatten jener Schwermut umdunkelt, die sein schmerzhaftes Dasein abkürzte. Nur am Abend, wenn seine bewunderungswürdige Frau etwas aus seinen Werken meisterhaft wiedergab, erwachte er aus seiner Schläflichkeit, aus dem traumhaften Hinbrüten. Mehr als einmal hat auch Brahms in dem weiten, feierlichen Raum seinen Freund Joachim zur Violine begleitet...

„Siehst du, Marcella,“ schloß der Graf seine Aufzählungen, „all diese Erinnerungen umfluten uns hier wie Töne, hier ist selbst das Schweigen noch Musik. Und deine Stimme soll die Seele von Marienhöh wieder auferwecken. Wie ein Stradivarius unter eines Meisters Bogen nach dem Rhythmus wiederklingt, den die alten Künstler ihm verliehen, so wird der ganze Saal beim Schall deiner Stimme erbeben. In dir ist alles Harmonie und Schönheit, und deshalb habe ich dich mir erwählt, meine Marcella!“ Betroffen über diesen ungewöhnlichen Enthusiasmus ihres Gatten, sah sie ihn staunend an. Er kam ihr wie verklärt vor. Seine meist steife, kühle Haltung, die ihn älter erscheinen ließ, war verschwunden. Die kurzschichtig matten Augen leuchteten mit fast strahlendem Glanz. Sie fand ihn schön, und zwar von der Schönheit, die nur der Geist dem Antlitz verleiht. Er öffnete ihr seine Arme: sie flüchtete sich bebend hinein, und beide lauschten unbeweglich in dem stillen hohen Saal der stummen Hymne ihres Glückes.

Das Heiligtum der Kunst verwandelte sich für Manfred und Marcella in das ihrer Liebe. Hier weihte der Graf seine

Gattin ein in die geheimnisvollen Tiefen der alten Musik, insonderheit des Liedes. Mehr als einmal mußte er über die Unwissenheit der jungen Sängerin staunen. Außerhalb des dramatischen Repertoriums kannte sie nur die klassischen, sozusagen in die Alltäglichkeit aufgenommenen Meisterwerke der Musiker. Sie war zu sehr Künstlerin, um sich nicht mit wahrer Leidenschaft in diese ihr fast fremde, wunderbare Welt zu stürzen. Sie überraschte den Grafen durch ihr merkwürdig rasches Verständnis der schwierigsten Stellen, und die Schülerin übertraf weit den Lehrer an sicherer, geistvoller Auffassung. Mit wachsender Freude sah Manfred die anfangs so schwierige Wandlung vor sich gehen, durch welche die Bühnenheldin hinter der Gräfin zurücktrat. Sie sang nicht mehr mit dem frühern theatralischen Ausdruck, sondern ließ die Musik ihre eigene Sprache reden. Manfred begleitete ihre mächtige und doch so unendlich weiche Stimme mit meisterhafter Kunst. Sie drangen gemeinsam in die innerste Seele der Musik und fanden in dem unererschöpflichen Schatz des deutschen Liedes den vollkommenen Ausdruck ihres eigenen Empfindens. Der Reihe nach flossen Schumanns, Schuberts, Beethovens und Brahms' Melodien über Marcellas kunstgeübte Lippen, und die teils glühenden, teils melancholischen Lieder von Heine und Lenau schienen dem Künstlerpaare aus ihres eigenen Herzens Tiefen zu quellen. Vor allen andern zog Schumanns wehmutsvoller Genius mit seiner scharfen, ausgeprägten Gemütsfülle beide an. Marcella legte in die „Dichterliebe“ oder in das

„Frauenleben“ die ganze Seligkeit und schmerzliche Leidenschaft ihres Innern. Bisweilen stützte sie sich, vom Singen müde, an des Grafen Schulter und horchte wie im Traum auf die unter den Fingern des Pianisten auf- und niederschwebenden, bald glühenden, bald leise verklingenden Phantazien, oder sie lauschten beide in der Stille des Musiksaales den entschwindenden Tönen, als ob aus den klangvollen Saiten der Instrumente eine ihnen antwortende Stimme widerhalle.

So verflossen zwei Jahre auf Marienhöh. Sich selbst ganz genügend, lebten sie wie die Einsiedler. Sie unterhielten sich oft lange über neu erschienene, am Abend vorher durchgegangene Werke, oder Manfred nahm sein Lieblingsthema über den geringen Wert der theatralischen Musik wieder auf, gegen das sich Marcella anfangs mit Entrüstung erhoben hatte.

„Haben Händels Opern nicht ebensoviel Wert als seine Oratorien?“ fragte sie. „Und Glück? Enthaltend Don Juan und Figaros Hochzeit nicht die volle weibliche Grazie, Mozarts hinreißende Eleganz? Wolltest du Freischütz und Oberon wegnehmen, was bliebe noch von Weber? Und der große Meister Wagner, der der modernen Schule den Stempel seines Genies aufgedrückt hat!“

Der Graf zuckte leicht mit den Achseln.

„Die ganze moderne Musik leidet eben darunter. Ueberall Uebertreibung, Effekthascherei, das ist das Schlimme! Was ist aus der veredelnden Wirkung der Musik geworden? Schein, nichts als Schein, wie auf der Bühne!“

Marcella sprang empor.

„Du sprichst darüber, wie ein calvinistischer Geistlicher. Du vergißest, daß diese Bühne mein Leben war, daß ich ihr deine Liebe verdanke. Man könnte glauben, Manfred, du wärest eifersüchtig auf sie!“

„Vielleicht.“

Jetzt mußte sich Marcella für bestegt erklären. Er hatte sie mit seiner kleinlichen, puritanischen Anschauung bezwungen. Sie erkannte, daß eine Opernarie kein vollendetes Kunstwerk genannt werden kann, sobald sie von der Szenerie des Theaters, von Licht und Bühnenglanz und allem Dramatischen überhaupt losgelöst ist. Sie sang keine jener Melodien mehr, die sie an ihre einstigen Triumphe erinnerten, und selten nur wurde in Marienhöh eine Partitur vorgelesen.



Fritz Widmann, Rüschlikon.

Feldarbeiterin.

Aber auch der Charakter der jungen Gräfin erlitt in dieser Einsamkeit eine merkbare Aenderung. Sie war nicht mehr wie bei ihrer Ankunft die sorglose, von schönen Toiletten und Festen träumende Marcella. Ihre geschmeidige Natur hatte sich dem Willen des Grafen, ihrem herzlieben Starrkopf, wie sie ihn bisweilen nannte, anbequemt. Manfred betrachtete stolz und mit zärtlicher Befriedigung das stille Werk seiner Liebe.

Die freiwillige Zurückgezogenheit Marcellas brachte sie am ganzen Hof von Starberg in merkwürdige Gunst. Man wußte es zu schätzen, daß sie ihre neue, gräfliche Würde nicht zur Schau trug. Der Fürst kam selbst zu wiederholten Malen nach Marienhöh, angezogen durch diese seinen eigenen künstlerischen Neigungen entsprechende Häuslichkeit. Er drang aufs lebhafteste in seinen Vetter, an den Hof zurückzukehren, und versicherte, daß er sehr auf der Gräfin Marcellas Schönheit und Talent rechne, um den eintönigen Lustbarkeiten des Winters mehr Glanz und Anregung zu geben. Manfred schlug jedoch alle dringenden Bitten ab, und Marcella zeigte sich ihm dafür von Herzen dankbar.

Es gelang den Bemühungen des Fürsten, auch die Gräfin Witwe mit ihrer Schwiegertochter auszuöhnen. Sie erschien sogar jeden Sommer für einige Wochen in Marienhöh, wo ihre Gegenwart stets einen eisigen Hauch in die trauliche Wärme des Hauses brachte. Der Musiksaal blieb während ihres Besuches fast ganz geschlossen. Ihr Sohn nannte sie „eine

Seele ohne Musik“, und der scharfe Ton ihrer Stimme, die nichtigen Dinge, die ihren vorurteilsvollen, der Etikette hulldigenden Geist beschäftigten, wurden Marcella zur Qual. Die alte Gräfin suchte ihr neben den Grundfägen der Kaste jenes Ideal der guten Hausfrau einzuprägen, das gewisse deutsche Frauen so unerträglich macht. Marienhöh glich in diesen Besuchzeiten den bürgerlichen Häusern, die nur von den alltäglichen Sorgen des materiellen Lebens beherrscht werden. Sowohl Manfred wie Marcella atmeten nach der Gräfin Erna Abreise erleichtert auf, und ihr erstes war, das so lange verstummte Klavier wieder ertönen zu lassen.

Nach Verlauf des dritten Jahres mußten sie sich endlich doch entschließen, das Weihnachtsfest in Starberg, dem öden, düstern Städtchen, das die Residenz einschloß, zu verbringen und sich der Langeweile der Besuche und offiziellen Festlichkeiten zu unterziehen, die der Zwang der strengen altväterlichen Etikette noch vermehrte. Marcella behauptete feuzend, sie büße in dieser Zeit all ihre vergangenen und zukünftigen Sünden ab; nur die Hoffnung auf die nahe Rückkehr nach Marienhöh ermögliche es ihr, dieses für ihre Natur so widrige Dasein zu erdulden. Unter dem Vorwand, daß sie an einer großen nervösen Mattigkeit leide, was an Wahrheit grenzte, schlug sie jedes Besuch zu fingen mit Bestimmtheit ab. Zuletzt mußte sie aber dennoch der wiederholten Bitte des Fürsten, sich an einem Wohltätigkeitskonzert zu beteiligen, nachgeben.

Fritz Widmann.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und zehn Reproduktionen im Texte.

Seit reichlich einem Jahrzehnt haust der Maler Fritz Widmann mit seiner Familie im Alt-Nidelbad, an welchem Haus eine Gedenktafel meldet, daß Johannes Brahms 1874 hier gewohnt habe. Nach dem Zürichsee, seinen belebten Ufern, nach den Bergen geht von dem beherrschenden Auslug der Blick, zu immer neuem Entzücken. Und wenn man vom Eingang des Hauses westlich ansieht, so umfaßt das Auge wellig bewegtes Wiesland mit Obstbäumen, und dunkle Wälder dehnen sich in der Ferne, und über die Erhebungen des Zimmerberges hinweg schließt der Rücken des Albis, breit hingelagert, kraftvoll den Prospekt. Ein kontrastreich-wonniger Platz für einen Maler. Widmann hat manches Motiv zu seinen Bildern hier geholt, und es sind meist von seinen schönsten Schöpfungen, die er seinem Nidelbad verdankt. Unweit von seinem Haus hat er sich sein Atelier gebaut, mit einem blumengeschmückten Gärtchen davor, eine Stätte der ruhigen, fleißigen Arbeit, einfach, prunklos, wie der Künstler, der hier wirkt.

Das Biographische dieses Malerlebens können wir rasch erledigen. Fritz Widmann ist in Bern am 27. April 1869 zur Welt gekommen. Seinen Vater kennen

und schätzen wir alle. Das erste Bild, das mir vor einer stattlichen Reihe von Jahren Fritz Widmanns Namen einprägte, war das Porträt Joseph Victor Widmanns, wie er im bequemen Schlafrock am Schreibtisch sitzt, eifrig schreibend, während von links durch das Fenster sein „Liebchen“, die Sonne, hereinkommt*).

Den Sohn des Dichters trieb es zur bildenden Kunst. An der Kunstgewerbeschule in Winterthur begann er seine Lehrzeit; an der Kunstschule in Bern, unter Vollmar, dann an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe und wiederum in Winterthur unter Professor Wildermuth schritt er vorwärts. Schließlich hat die reine Kunst über das Kunstgewerbliche, zu dem Widmann eine starke Begabung mitbrachte, endgiltig gesiegt. Wir finden ihn 1892 in München, und Adolf Stäbli, der große Landschaftler, ist's, der Widmann ein Lehrer wird. Unter dem diesem Heft beigegebenen Reproduktionen erzählt uns eine wenigstens, die nach dem Gemälde „Weststurm“ (S. 451), deutlich genug, daß das ernste, fast düstere Pathos, das in so vielen Landschaften Stäblis sich auswirkt, des starken Eindrucks auf Widmann nicht verfehlt hat. 1895 ist dann



Fritz Widmann.

*) Vgl. „Die Schweiz“ VI 1902, 91.